

Le superflu, chose très nécessaire
Voltaire
Ökonomen kennen den Preis von allem und den Wert von nichts
Oscar Wilde
Wir Menschen sind stets mehr unsere Zufälle als unsere Leistungen
Odo Marquard¹

Die Zufälligkeit von Einzelgeschenken aus der Sicht einer systematischen Erwerbungspolitik

Wie teuer sind Geschenke – oder können wir uns Geschenk und Tausch noch leisten?

Wer fragt, was Geschenke kosten, wer da meint, es gäbe eine zufällige und eine systematische Erwerbungspolitik, der versteht etwas von Rhetorik. Der Philologe erkennt sofort Satzfiguren wie Paradoxon und Antithese. Aber nicht der Philologe ist heute gefragt, sondern der Ökonom. Es geht nicht um antithetische Syntax, es geht um Widersprüche in einer Wirklichkeit, die primär ökonomisch definiert wird: in dieser Wirklichkeit sind Geschenke ein *Fremdkörper im Wirtschaftssystem*.²

Bibliothek als Betrieb³

Die Bibliothek, so lautet die Definition, ist eine geordnete, planmäßig und zum Zwecke der Nutzung angelegte Sammlung publizierter Informationen.⁴ Sie ist umgeben von einem Beschaffungsmarkt und einem Absatzmarkt, aus dem sie Leistungen bezieht und an den sie Leistungen abgibt. Beides,

¹ Voltaire: *Le Mondain*. Vers 22. Der Oskar Wilde zugeschriebene und in Wirtschaftskreisen beliebte Ausspruch ist eine Abwandlung eines kleinen Dialogs aus seinem Stück ‚Lady Windermere’s Fan‘, 3. Akt: *What is a cynic? A man who knows the price of everything and the value of nothing*. Odo Marquard: *Apologie des Zufälligen*. – Stuttgart 1986, S. 6, 8f, 127.

² Bernhard Laum: *Schenkende Wirtschaft. Nichtmarktmäßiger Güterverkehr und seine soziale Funktion*. – Frankfurt 1960. S. 3.

³ Zur grundsätzlichen Betriebseigenschaft von Bibliotheken vgl. Gerhard Kissel: *Betriebswirtschaftliche Probleme wissenschaftlicher Bibliotheken*. – München - Pullach 1971 (Bibliothekspraxis. 4), S. 11-21.

⁴ Vgl. Gisela Ewert, Walther Umstätter: *Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung*. – Stuttgart 1997, S. 10; Rudolf Frankenberger, Klaus Haller [Hrsg.]: *Die moderne Bibliothek*. – München 2004, S. 12f.

Leistungsbezug und Leistungsabgabe erfolgen planmäßig und organisiert. Die Bibliothek ist deshalb eine wirtschaftliche Aktionseinheit, ein Betrieb, kein Fertigungsbetrieb, sondern ein Dienstleistungsbetrieb, ein *Betrieb sui generis*,⁵ der ohne Gewinnabsicht ein meritorisches oder öffentliches Gut anbietet.

Als Betrieb verfügt sie über die bekannten Produktionsfaktoren Arbeit, Betriebsmittel und Werkstoffe, oder, auf die Bibliothek übertragen, über Bibliothekare, über eine Betriebsausstattung wie z.B. Inventar und Gebäude und, wenn man den Faktor Werkstoff bibliotheksbezogen präzisiert, über Informationsträger,⁶ im folgenden vielfach kurz Bücher genannt. Die Dienstleistung der Bibliothek besteht in Informationstransferleistungen.

Da die Bedürfnisse der Bibliotheksbenutzer grundsätzlich unbegrenzt, die zur Befriedigung dieser Bedürfnisse zur Verfügung stehenden Produktionsmittel jedoch knapp sind, ist Wirtschaften angesagt. Wer wirtschaftet, verhält sich, und das sind Synonyme, ökonomisch, gleich rational, gleich vernünftig. Er wird als homo oeconomicus bezeichnet.

Die Frage danach, wie teuer Geschenke seien und ob wir sie uns noch leisten könnten, ist also vernünftig. Es ist eine rationale Frage.

Werkstoff Informationsträger

Diese Frage nach den Kosten ist ohne einen ersten Blick auf den Produktionsfaktor *Informationsträger* und das Dienstleistungsprodukt *Informationstransfer* aber nicht zu beantworten.

⁵ Hermann von Kortzfleisch: Gutachten über Rationalisierungsmöglichkeiten in wissenschaftlichen Bibliotheken. – Köln 1967. S. 5.

⁶ Zur Einführung von Informationsträgern an Stelle von Werkstoffen als elementaren bibliothekarischen Produktionsfaktor vgl. Kissel (wie Fußnote 3), S. 20f. Genau genommen, handelt es sich um Schrifträger, aus denen durch Sinndeutung Information entsteht. Vgl. Uwe Jochum: Bibliothek, Buch, Information. In: Bibliothek. Forschung und Praxis 15 (1991), S. 390-392.

Definitionsgemäß gilt: Die Bibliothek ist eine Sammlung. Weiter gilt: die im Dienstleistungsprozess eingesetzten Bücher werden gesammelt und zwar, um gebraucht, nicht aber, um verbraucht zu werden. Ihren Ort in der Bibliothek verdanken sie einem Sammelprinzip, das bewusst nicht ökonomisch akkumuliert (*gathering*), um zu konsumieren, sondern das differenziert zusammenträgt (*collecting*), um zu bewahren. Bibliotheken gehorchen nicht der *Ökonomie des Verschwindens* und des konsumierenden Güterverzehr, sondern der *Ästhetik des Bewahrens* und des Gütererhalts (*conservatio*). Ein solches Tun aber ist in einer Wirtschaftswelt, die nur durch Produktion und Konsumtion funktioniert, *zutiefst unökonomisch*.⁷ Der Einsatz des Produktionsfaktors Informationsträger fügt sich also nicht in gängige betriebswirtschaftliche Erklärungsmodelle.

Das gleiche gilt auch für die als Dienstleistung transferierten Informationen selbst. Informationen gehören zwar zur Gattung der Güter, sie gelten aber nicht (Stichwort: Grundrecht der Informationsfreiheit) als exklusiv und knapp, sondern als öffentlich und frei. Sie sind Kollektivgut, Public Domain.⁸ Auch sie sind einer streng dem Rationalprinzip gehorchenden Betrachtung entzogen. Information ist nicht marktfähig. Wissenschaft auch nicht:

⁷ Zur Unterscheidung zwischen ökonomisch funktionalisierten und auf Verbrauch gerichteten Sammeln durch Akkumulation und dem auf Bewahrung und wiederholte Anschauung gerichteten Sammeln durch Differenzierung vgl. Manfred Sommer: *Sammeln. Ein philosophischer Versuch.* – Frankfurt 1999, S. 27-52. Zitate S. 32 und 58.

⁸ Anders Klaus-Rainer Brintziger: *Bilanzierung und Bewertung von Buchbeständen.* In: *Bibliotheksdienst* 35 (2001), S. 1320-1326, der Bibliotheksbestände nicht als Öffentliche Güter, sondern *bestenfalls als meritorische Güter* definiert. Letztere sind allerdings ebenfalls nicht dem Rationalprinzip unterworfen. Im Interesse einer vereinfachten Darstellung wird auf die Unterscheidung zwischen *Gemeinschaftsgütern* = Allmende und *reinen öffentlichen Gütern* verzichtet. Vgl. dazu Ewald Nowotny: *Der öffentliche Sektor. Einführung in die Finanzwissenschaft* – Berlin³1996. S. 35-42.

Wissenschaft als Geschenk

Im Jahre 1988 arbeitet in Hamburg eine Gruppe von Kulturwissenschaftlern. Sie publiziert ihre Arbeiten in einem schmalen Sammelband in Eigenregie. Der Band ist nicht käuflich, sondern nur geschenkweise zu erhalten. Sie gibt dem Sammelband einen Titel: *Festschrift für Gabriele Montaldi*.⁹ Im Jahre 2004 wird dieser Band der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen von einem ihrer akademischen Nutzer als Geschenk angeboten. Es ist ein typisches zufälliges Einzelgeschenk. Die Bibliothek bewertet das Angebot und verzichtet auf die Annahme. Das Geschenk rechnet sich offenbar nicht. Es scheint ohne Nutzen und damit wertlos.

Die kleine Publikation gleicht einer Matrjoschka. Sie illustriert exemplarisch gleich mehrere sozioökonomische Facetten der Interaktionsform Geschenk, wie sie uns im Sozialgefüge von Kultur und Wissenschaft ständig begegnet.

Der Sammelband ist ein ***Wissenschaftsprodukt***. Sein Inhalt gehört zu den öffentlichen Gütern. Denn *Wissenschaft ist [...] „öffentliches Wissen“*.¹⁰ Deren Abgabe an die scientific community erfolgt im Regelfall freiwillig, uneigennützig, frei von Lasten und ohne Renumeration.¹¹ Es wird verschenkt. Das der makroökonomische Aspekt des Phänomens Geschenk.

Ein typisches Geschenk im Wissenschaftsbereich ist im übrigen Ihre Dissertation. Sie ist ein Initiationsgeschenk des Doktoranden an seine Gemeinde.¹²

⁹ Hamburger Festschriftgruppe [Hrsg.]: *Festschrift für Gabriele Montaldi*. – Hamburg: Selbstverlag 1988.

¹⁰ Bernhard Fabian: *Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Zu Problemen der Literaturversorgung und der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland*. – Göttingen 1983 (Schriftenreihe der Stiftung Volkswagenwerk. 24), S. 229.

¹¹ Zu den Normen der Uneigennützigkeit und der Kommunalität, auch Kommunismus genannt, im Sozialsystem der Wissenschaft vgl. Peter Weingart [Hrsg.]: *Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß*. – Frankfurt 1972, insbesondere S. 47-54, 63-65, 70-74, 110.

¹² Vgl. Maximilian Vogel: *Geschenkökonomie*. <http://www.wosamma.com/mag/2.html>, Ziffer 2.4.

Der Sammelband ist physisch, optisch und formal ein **Buch**. Es ist nicht im Buchhandel erschienen. Es war nicht zu kaufen und damit dem Ökonomiekreislauf entzogen. Es ist das typische Beispiel einer frühen Open-Access-Publikation. Das ist der mikroökonomische Aspekt des Phänomens Geschenk.

Der Sammelband ist eine **Festschrift**. Als solcher fügt er sich ein in ein tradiertes, kulturell und sozial verfestigtes Verehrungsritual: In Festschriften versichert sich die *République des Lettres, die scientific community* ihrer Produktionsbeziehungen, von der Wissenschaftssoziologie auch als *Kommunismus*¹³ bezeichnet werden. Die Festschrift erhöht den Beschenkten und entlastet die Schenker von seiner Dankesschuld. Der vom Gefeierten, dem spiritus rector, ausgesandte Geist wandert, ein sehr archaischer Gedanke, in Gestalt der Festgabe aus der Hand seiner Schüler und Adepten zurück an seinen Ursprung.¹⁴ Das ist der soziale, der anthropologische Aspekt des Phänomens Geschenk.

Im Bereich der Wissenschaft existiert also eine etablierte Geschenkpraxis, die sich einer rein ökonomischen Interpretation verweigert. Hier existiert ein marktfreier Raum. *Es ist allein diese Figuration jenseits des Ökonomischen, in der ein Geschenk ein Geschenk ist.*¹⁵ Marktfreie Güter sind nützlich, aber sie sind betriebswirtschaftlich gesehen weder zweckdienlich noch notwendig, sondern überflüssig und redundant. Voltaire dagegen: *Le superflu, chose très nécessaire.*

¹³ Wissenschaftssoziologie I (wie Fußnote 11), S. 51.

¹⁴ Zu der dem Geschenk innewohnenden, an ihren Ursprung zurückkehrenden geistigen Kraft des Schenkenden bei den Maori vgl. Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. – Frankfurt 1990, S. 31-36.

¹⁵ Helmuth Berking: Schenken. Zur Anthropologie des Gebens. – Frankfurt 1996, S. 28.

Geschenk als Kostenfaktor

Praktiziert die Wissenschaft also auch Austauschprozesse, die in ihrer Irrationalität jeden homo oeconomicus beleidigen, so ist gleichwohl unaufhaltsam die utilitaristische Moral auf dem Vormarsch.

Zwar ist es in der Alltagspraxis noch tabu, nach dem Wert eines Geschenks zu schielen. Preisschilder werden sorgfältig entfernt. Nicht aber unter Bibliothekaren. Nicht erst heute¹⁶, schon 1914 fragten sie z.B. nach dem Preis von Geschenken und setzten an Wissenschaft die Messlatte der Wirtschaft.

Die bibliothekarische Welt ist sich einig: bei Geschenken sind *unter Berücksichtigung von Verwaltungsaufwand und Stellplatzbedarf strengste Maßstäbe anzulegen*.¹⁷ Um dem ökonomischen Prinzip rationalen Handelns Nachdruck zu verleihen, sollte man denken. Die (Ir)Rationalität liegt nun aber darin, dass uns ein einheitlicher Kostenmaßstab fehlt. Dieser wechselt nämlich von Erwerbungsart zu Erwerbungsart. Ausschließlich bei dem Erwerb von Geschenken geraten die Kosten des Leistungsprozesses in den Blick, werden Raum- und Personalkosten bewertet. Bei Kaufzugängen dagegen rechnet niemand die Prozesskosten vor: bei der Kaufentscheidung kein Gedanke an Raumbedarf, Bearbeitungs- und Verwaltungsaufwand.¹⁸

Es will scheinen, als würden wir Geschenke, weil sie sich a priori rationalen Wirtschaftens entziehen, zumindest a posteriori ökonomischen Kategorien unterwerfen. Und dabei versehen wir sie „zur Strafe“ zusätzlich mit einem disziplinierenden Malusfaktor. Verwiesen wird auf den personellen Aufwand,

¹⁶ Alfred Schulze: Tauschverkehrsfragen, in: ZfB 31 (1914), S. 104-108, hier S. 105.

¹⁷ Empfehlungen zur Behandlung von Geschenk- und Tauschliteratur. In: Bibliotheksdienst 34 (2000), S. 1009-1015, hier S. 1011.

¹⁸ Die einst von Oskar von Sterneck aufgemachten Gleichungen, wonach für Kauf gelte: $A = P + K + D$, für Geschenk aber nur $A = K + D$, da $P =$ der (Kauf)Preis fortfalle, hat keine Resonanz gefunden. $A =$ Auslagen (einmalige und dauernde), $K =$ Katalogisierungskosten, $D =$ Dauerkosten (Raum, Verwaltung). O[skar] v[on] Sterneck: Zur Frage einer Reform des Bibliothekswesens. In: Mitteilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen 12 (1909), S. 238-247, hier S. 240.

der ein *Zusatzaufwand*¹⁹ sei und verlangt werden nicht nur strenge, sondern *strengste Maßstäbe unter strengsten Gesichtspunkten*.²⁰

Geschenkt wie gekauft

Dieser erste Argumentationsstrang warnt vor dem Verbrauch von Arbeit und Betriebsmitteln. Aber es gibt einen zweiten Ökonomisierungsversuch. Dieser zielt ungeachtet unterschiedlicher Anschaffungskosten = differierenden Kapitalverzehr auf eine hypothetische Gleichsetzung des unproduktiven und deshalb überflüssigen Geschenks mit einem notwendigen Kaufobjekt: *Grundsatz [...] sollte sein, dass nur die Literatur aufgenommen wird, die auch gekauft werden würde*.²¹ Dahinter steht die Annahme, dass, gesteuert über den Kaufpreis, für käuflich erworbene Bücher eine höhere bibliothekarische Vernunft greife, bei der primär der **Wert** des Buches das erwerbungsentscheidende Kriterium sei. Und der (Kauf)Preis ein Indikator für den Wert.

Der Wert eines Buches, er ist im Subsystem Wissenschaft aber keine Funktion der Prozesskosten. Er ist auch keine Funktion des Preises. Er ist auch nicht abhängig von der vertraglichen Ausgestaltung des juristischen Schuldverhältnisses, ob nun Kauf, Geschenk oder Tausch. Der Wert eines Buches ist vielmehr abhängig von seinem Nutzen. Und dieser Nutzen wird bestimmt durch den Grad seiner gelungenen Integration in den wissenschaftlichen Produktionsprozess, der dadurch gekennzeichnet ist, dass

¹⁹ Expertengruppe Erwerbung und Bestandsentwicklung im Deutschen Bibliotheksverband e.V. Frühjahrssitzung, 10 und 11. März in Dresden. In: Bibliotheksdienst 37 (2003), S. 646-652, hier S. 651.

²⁰ Vgl. oben Fußnote 17 und Fritz Redenbacher: Die Erwerbung. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft. Bd 2. – Wiesbaden 1961, S. 113-241, hier S. 223.

²¹ Wissenschaftsrat: Empfehlungen zum Magazinbedarf wissenschaftlicher Bibliotheken. – Köln 1986. S. 31. Ebenso: Empfehlungen zur Behandlung von Geschenk- und Tauschliteratur (wie Fußnote 17), S. 1011. Desgleichen: Die moderne Bibliothek (wie Fußnote 4), S. 200.

er seinerseits immer neue Bücher produziert.²² Und dieser Produktionsprozess gehorcht eigenen Gesetzen. Wie soll Oscar Wilde gesagt haben? *Ökonomen kennen den Preis von allem und den Wert von nichts.*

Erwerbungsprofile

Voraussetzung für eine solche gelungene Integration der Bibliothek und ihrer Bücher in den wissenschaftlichen Produktionsprozess wäre z.B. ein planvoller, systematischer Bestandsaufbau. Dieser *kann weder der persönlichen Vorliebe der Bibliothekare noch dem Zufall überlassen bleiben.*²³ Deshalb formulierten Bibliothekare auf der Grundlage von Anforderungsprofilen passgenaue Erwerbungsprofile, die es erlauben, *die vorhandenen finanziellen Ressourcen* effizient einzusetzen.²⁴

Die Notwendigkeit, Erwerbungsprofile zu formulieren, hatte primär finanzielle = ökonomische Ursachen. Es war *die strukturelle Etatkrisen in den Universitätsbibliotheken*, die zu Optimierungsüberlegungen zwang.²⁵

Aus diesem Grunde fokussieren Erwerbungsprofile auch nur auf die allein wirtschaftlichem Denken zugängliche Erwerbungsart Kauf. Für Geschenke dagegen gibt es folgerichtig kein Profil und keine Politik, keine Grundsätze und kein Konzept. Zumindest nicht für die Bibliothekstheoretiker unter den Bestandsaufbauern.²⁶ Aus Sicht einer systematischen Erwerbungspolitik zählt

²² Uwe Jochum beschreibt in diesem Sinne die Bibliothek als *Produktionsstätte von Büchern*, in der die differentielle Ordnung des in den Schriften enthaltenen und immer wieder neu zu deutenden Sinns weitergeschrieben wird. Uwe Jochum: Die Idole der Bibliothekare. – Würzburg 1995. S. 144.

²³ Rolf Kluth: Grundriß der Bibliothekslehre. – Wiesbaden 1970, S. 47. Unterstrichenes im Original *kursiv*.

²⁴ Rolf Griebel, Andreas Werner, Sigrid Hornei: Bestandsaufbau und Erwerbungspolitik in universitären Bibliothekssystemen. – Berlin 1994 (dbi-materialien. 134), S. 6.

²⁵ Ebenda. S. 6 und S. 58.

²⁶ Der in *Anwendung der Grundsätze der sozialistischen Planung der Volkswirtschaft* in der DDR formulierte Gedanke, dass die Erwerbungsgrundsätze *für alle Erwerbungsarten gleichermaßen gelten* müssten und dass deshalb bei allen Erwerbungsarten, *also auch bei Geschenken*, nach diesen Grundsätzen zu verfahren sei, ist „im Westen“ nicht rezipiert worden. Vgl. Günther Meyer: Zur Methodik der Erarbeitung von Erwerbungsgrundsätzen. In: ZfB 82 (1968), S. 449-461, hier S. 449 und 456f.

bei Geschenken nur das Votum der Magazinverwalter oder der Prozesskostenanalytiker, nicht aber das der Fachreferenten.

Erwerbungspraxis

Es mag Erwerbungsprofile und eine systematische Erwerbungspolitik geben, aber es gibt nur selten eine systematische Erwerbungspraxis. Ich behaupte: der theoretisch auf Ausgewogenheit und Kontinuität abzielende, systematisch stets auch den potentiellen Bedarf antizipierende Bestandsaufbau,²⁷ er ist praktisch auf eine rein nachfrageorientierte, nur noch auf den aktuellen Literaturbedarf reagierende Anschaffungspraxis reduziert. Es fehlt an Arbeit und an Kapital: Je geringer die disponiblen Mittel und je weniger Fachreferenten, um so mehr greift *das Zufallselement bei der Bestellentscheidung*, lenkt das *Zufallsprinzip* die Erwerbungsarbeit.²⁸

Je größer aber der nachfrageorientierte Anteil, um so geringer der *Lustgewinn bibliothekarischer Arbeit*, umso *überflüssiger der wissenschaftliche Bibliothekar*.²⁹ Hier also, beim Personal und nicht in der Zufälligkeit von Einzelgeschenken steckt das mögliche Rationalisierungspotential. Ob Kauf oder Geschenk ist hingegen unerheblich, beide gehorchen dem Zufall. Und für eine Erfolgsbilanz, die mit *Lustgewinn* rechnet, waren bislang andere Sparten zuständig, jedoch nie, bekanntlich, die Bibliothekare.³⁰

²⁷ Mit den Begriffen *Ausgewogenheit* und *Kontinuität* umschreibt Rolf Griebel die konzeptionelle Grundorientierung eines systematisch betriebenen Bestandsaufbaus. Für Kurt Dorf Müller war auch noch der heute als illusorisch diskreditierte Begriff der Vollständigkeit im Sinne einer nicht etwa materiellen, sondern *„funktionalen Universalität“* wichtig. Vgl. Rolf Griebel in: Bestandsaufbau und Erwerbungspolitik (wie Fußnote 38), S. 25f und Kurt Dorf Müller: Bestandsaufbau an wissenschaftlichen Bibliotheken. – Frankfurt 1989, S. 37.

²⁸ So das Ergebnis einer Umfrage aus 1993. Vgl.: Bestandsaufbau und Erwerbungspolitik (wie Fußnote 24), S. 44 und S. 62.

²⁹ Vgl. Josef Friedl: Der Niedergang der Inhalte. Erwerbungspolitik, Sacherschließung und Bibliotheksmanagement in wissenschaftlichen Bibliotheken. In: Bibliotheksdienst 36 (2002), S. 1689-1700, hier S. 1694.

³⁰ Vgl. das Kapitel *Bluse, Brille, Dutt* bei Klaus Döhmer: Merkwürdige Leute. Bibliothek und Bibliothekar in der Schönen Literatur. – Würzburg ²1984, S. 62-65.

Sollte diese Beschreibung des gegenwärtigen Zustands der Erwerbungspraxis unzutreffend sein, ist das zufällige Einzelgeschenk gleichwohl kein unvorhergesehener und deshalb zu teurer Störfaktor im durchgeplanten Betriebsablauf: Entweder ist es im feinen Raster des Erwerbungsprofils bereits hängen geblieben und antizipierend erworben worden oder es teilt das Schicksal mit allen anderen Erscheinungen auf dem Buchmarkt. Denn das Angebot auf dem Markt der Informationsträger ist nicht planbar. *Eine gewisse Zufälligkeit ergibt sich aus dem Angebot auf dem Buchmarkt, [...] sie ist unvermeidbar.*³¹ Eine Reduzierung bibliothekarischen Erwerbungshandelns auf Kaufobjekte schaltet also niemals den Zufall aus.

Zufall

Bibliotheken sind die institutionelle Voraussetzung für Wissenschaft. Eine systematische Erwerbungspolitik ist die strategische Antwort auf einen unterstellten systematischen Literaturbedarf. Dabei wird vorausgesetzt, dass die Nutzer immer schon antizipierend wissen, was sie benötigen. Das ist in der Tat der *Normalfall* nach dem Prinzip *just in time*.

Es gibt aber auch den *Eventualfall*,³² gleichsam nach dem Prinzip *just in case*. Der tritt ein, wenn Picasso die Bibliothek aufsucht. *Ich suche nicht, ich finde*,³³ soll er gesagt haben und schärft mit diesem Satz den Blick für eine Bibliotheksbenutzung, die gerade nicht planmäßig, zielgerichtet und rational begründbar sucht, sondern, tentativ, explorativ und experimentell vorgehend, zufällig findet. Aus der Literatur sind diese beiden antagonistischen

³¹ Rolf Kluth: Grundriß der Bibliothekslehre (wie Fußnote 23), S. 47.

³² Vgl. zur Forschungsmethodik Bernhard Fabian: Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. – Göttingen 1983 (Schriftenreihe der Stiftung Volkswagenwerk. 24), S. 34.

³³ So Arthur Koestler: Der göttliche Funke. Der schöpferische Akt in Kunst und Wissenschaft. – Bern 1966, S. 121.

Forschungsmethoden als *Suchmodell* und als *Stimulationsmodell* bekannt.³⁴ Wissenschaftliche Forschung wird methodisch zwar nie auf das Suchmodell verzichten wollen. Doch *weit häufiger stößt [...] der Wissenschaftler – zufällig oder scheinbar zufällig – auf etwas, als daß er es in planvollem Vorgehen findet.*³⁵ Wie sagt der Giessener Philosoph Odo Marquard? *Wir Menschen sind stets mehr unsere Zufälle als unsere Leistungen.*

Eine Bibliothek allerdings, die für zufällig eingehende Einzelgeschenke weder Raum noch Zeit hat, die aus Gründen der Effizienz nur systematisch aufnimmt, was sich kurzfristig umsetzt und was stromlinienförmig und mainstreamgerecht ins geplante Profil passt, nimmt der Wissenschaft mit dem Zufall (englisch *chance*) deshalb ihre Chancen. *The library's importance rises in inverse ratio to the lack of relevance of a book.*³⁶

Natürlich sind Benutzer wie Picasso aus betriebswirtschaftlicher Sicht schädlich für jede Bibliothek, die sich nur noch als *Lehrbuchumtauschanstalt*³⁷ begreift.

Wissenschaftliche Bibliotheken aber sind nicht jenseits von Wissenschaft angesiedelte Buchversorgungsbetriebe. Sie sind vielmehr integraler Bestandteil von Wissenschaft.³⁸ Sie erbringen für die Produktion von Gemeinnutzen, sprich: von Wissenschaft, notwendige Dienstleistungen, bei denen es sich, volkswirtschaftlich gesehen, um Vorleistungen handelt. Bücher sind solche Vorleistungen. Sie haben, ob nun gekauft, getauscht oder geschenkt, keinen Wert an sich. Ob zufällig oder gezielt erworben, ihr Nutzen

³⁴ Vgl. zur Methodik wissenschaftlicher Forschung: Bernhard Fabian: Zwischen Buch und Bildschirm. Die Bibliothek als Stimulans der geisteswissenschaftlichen Forschung. In: Literaturversorgung in den Geisteswissenschaften. 75. Deutscher Bibliothekartag in Trier 1985. – Frankfurt 1986 (ZfBB, Sonderheft. 43), S. 297-311, hier S. 305.

³⁵ Bernhard Fabian (wie Fußnote 34), S. 305. Zum Einfluss des Zufalls bei Forschungsleistungen vgl. z.B. Martin Schneider: Teflon, Post-it und Viagra. Große Entdeckungen durch kleine Zufälle. – Weinheim 2002.

³⁶ Hans Lenneberg: Another View of Selectivity in Research Libraries. In: The Library Quarterly 38 (1968), S. 286-290, hier S. 288.

³⁷ So Josef Friedl: Der Niedergang der Inhalte (wie Fußnote 29), S. 1693.

³⁸ Vgl. Uwe Jochum: Die Aufgabe des höheren Dienstes. In: Der Ort der Bücher. Festschrift für Joachim Stoltzenburg zum 75. Geburtstag. –Konstanz 1996, S. 69-79, hier S. 76f.

erweist sich immer erst im dem Moment, in dem sie durch (Be)Nutzung zusätzliche Werte schöpfen und im Prozess wissenschaftlichen Arbeitens zum Entstehen neuer Wissenschaftsprodukte (im Regelfall also zu neuer Schrift, zu neuen Büchern) führen. Ein Wissenschaftler möge sich zwar bitte, damit schnell *aus Wissenschaft Wirtschaft*³⁹ werde, wie ein homo oeconomicus handeln, er tut es aber nur teilweise und beileibe nicht immer. Denn täte er es, würde, ganz einfach, aus Wirtschaft ja Wissenschaft.

Der Wissenschaftler verschenkt seine Produkte und er vertraut dem Zufall. Wissenschaft entsteht nicht nach Rezept und nach Plan, *Wissenschaft (entsteht) im Gespräch*.⁴⁰ In diesem Gespräch beantwortet eine gute Bibliothek nicht nur Suchanfragen, sondern stimuliert Phantasie und Kreativität. Das kann sie nur, wenn sie ganz systematisch und strukturell geplant zufällige Geschenke nicht als Kostenfaktor, sondern als Chance, als Innovationsfaktor⁴¹ begreift.

³⁹ *Aus Wissenschaft wird Wirtschaft* verkündet mit weißer Schrift auf revolutionsrotem Hintergrund das Land Bremen dem sich der Universität nähernden Autofahrer auf einem Plakat vor dem Universitätsgelände.

⁴⁰ Werner Heisenberg: *Gesammelte Werke*. – München 1985, Abt. C, Bd. 3, S. 9.

⁴¹ *It is exactly the lack of diversity in Germany which kills innovation!* So Fred Robert in einem Leserbrief in der ZEIT vom 22.7.2004 zur musikalischen Einfalt im deutschen Radio.